Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 65 (1955)

Artikel: Heimat am Fluss
Autor: Häusermann, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901360

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimat am Fluß

So lautet der Titel meines Buches, das mit dem schweizerischen Jugendbuchpreis 1954 ausgezeichnet wurde. Wie alle meine Bücher erschien es im Verlag H. R. Sauerländer & Co. in Aarau.

„Irene", „Perdita", „Anne und Ruth", „Die Fischermädchen", „Marianne", „Franziska und Renato" – sind Jungmädchenromane. „Heimat am Fluß" aber enthält gesammelte Erzählungen.

Vierzehn Erzählungen. Erinnerungen aus der Kinderzeit in Reuß und meinen Brugger Schuljahren. Sie spielen in der Landschaft zwischen Reuß und Aare, handeln von Menschen, die lebten oder noch leben – an denen mein kindliches Herz hing. Als ich vor zwei Jahren daran ging, die erste dieser Geschichten zu schreiben – „Die Japanerfrau" – dachte ich nicht, daß eine kleine Sammlung daraus entstehen würde. Bald jedoch gesellte sich eine zweite Figur, eine dritte hinzu – so fand ich mich unversehens mitten in meiner Jugendzeit. Wie eine verborgene Quelle auf einmal hervorbricht, so tauchten aus vergessener Tiefe Erinnerungen auf, Begebnisse, die unerwartet Farbe und Bewegung gewannen, obgleich sie weit zurücklagen. Sie ließen mir keine Ruhe; sie hatten sich aufgemacht und wollten heraus, wollten, daß man sich mit ihnen beschäftigte und den tieferen Sinn betrachte, den sie enthielten.

Wie hätte ich mich entziehen sollen? In jenen Monaten lebte ich diesen Erinnerungen. Ich fühlte mich zurückversetzt in eine Zeit, da ich ein blondzöpfiges Mädchen war, wundergläubig, schreckhaft und glücklich. Sobald ich nur die Augen schloß, sah ich all das wieder, was ich als Kind geschaut; aber in seltsamer Weise deutlicher noch als damals. Ich ging die alten Wege, sprach in Gedanken mit Leuten, die längst unter der Erde ruhen; ich sah, daß sie hier nicht weniger gegenwärtig waren als zu jener Zeit, da sie mir begegnet.

Zuweilen stand ich vom Schreibtisch auf und blickte aus dem Fenster. Da geschah es oft, daß ich glaubte, die alten Häuser an der Reuß zu sehen, das Rauschen des Flusses zu hören – und statt dessen lag vor mir die Landstraße, auf der Autos vorbeiflitzten, und die Ebene des unteren Suhrentals, an deren Rand ich wohne.

So ist mein Erzählungsband „Heimat am Fluß" entstanden. Einige meiner Leser meinen, daß es kein Jugendbuch im eigentlichen Sinne sei; sie finden, das Buch wende sich ebenso an die Erwachsenen. Nun,

sie mögen recht behalten. Ich hatte weder die Absicht, Erzählungen für die Jugend noch für Erwachsene zu schreiben. Mein Anliegen war einfach genug: ich wollte und mußte das, was mich beschäftigte, so und nicht anders gestalten.

Die folgenden Erzählungen, „Krähen" und „Der Bader und sein Kind", sind dem Band „Heimat am Fluß" entnommen; ich freue mich, daß sie in den „Brugger Neujahrsblättern" erscheinen sollen.

Gertrud Häusermann

Wie Gräser am Uferrand
wie Blüten im Grase
waren die Kinder am Fluß:
erschauernd vor der Nacht,
die stets wiederkehrte:
erschlossen im Himmelslicht
und schwankend im Anhauch des Windes,
während das Wasser dahinzog
und donnernd stürzte
und die Zeit verstrich.

Krähen

Heute früh erwachte ich, als die Krähen vor meinem Fenster schrien. Das ungeduldige Krächzen drang in mein Ohr, während mich das Gewicht der verstrichenen Nacht noch am Kissen festhielt. Zwischen Schlaf und Wachen erreichten die rauhen Schreie mein Bewußtsein und weckten Erinnerungen. Gleichzeitig wußte ich, daß Schnee im Land lag und Frost an den Scheiben klirrte. Wußte, daß Zeit zum Aufstehen war; und daß ich schon einmal dieses heisere Krächzen vor meinem Fenster gehört – eines Wintermorgens – vor wie langer Zeit?

In jenem Winter meiner Kindheit lag ich krank. Und nun vermag ich die Stimme unseres Arztes wieder zu hören, die barsche Stimme eines kleinen einäugigen Mannes, der meine Mutter hart anfuhr, wenn sie verzagt am Bette stand. Schmerz bei jedem Atemzuge, stechend, quälend; Fieber, die mich durchrüttelten, während die Decke sich langsam gegen mein Gesicht bewegte, schnell dann und schneller, als ob ich erstickt werden sollte. Und der Schrei, mit dem ich aus wilden Träumen hochfuhr, wenn Mutter kalte und nasse Socken über meine Füße stülpte.

Schon immer hatte es viele Krähen dort unten am Fluß gegeben; aber während jener Wochen meiner Krankheit schienen sie zahlreicher versammelt als je zuvor. Zwar konnte ich sie nicht sehen; dafür drang ihr Geschrei in die stille Kammer, Tag um Tag, vom Morgen bis zum Abendschein. Ich lag und stellte mir vor, wie die Vögel über dem bleigrauen Wasser kreisten und schwarz im Schnee nach Futter suchten. Ihr unzufriedenes Krächzen übertönte das donnernde Rauschen des Wehrs, hungrig, gierig, als ob seit aller Welt Anfang kein Futter zu finden wäre.

Seit Wochen schon hatte ich sie gehört und mir nichts dabei gedacht. Aber eines Morgens erwachte ich früher als gewöhnlich. Kaum dämmerte der Morgen. Noch brannte hinter dem Astwerk unseres Apfelbaumes die Straßenlampe; ihr trüber Schein fing sich am Fensterglas. Im Hause regte sich kein Fuß. Ich lag und lauschte dem Wasserrauschen, diesem dumpfen Orgeldonner, der vom Wehr her durch den Baumgarten kam. Treibeis barst dort unten an eisernen Pfählen. Fernes Glockenläuten schwang in der Luft; doch blieb es ungewiß, ob's von der Kirche her oder bloß vom Flusse rührte. Lag – die mageren Händchen auf der Decke – fühlte mich wohl wie schon lange nicht mehr.

Auf einmal drang ein Schrei in mein friedliches Stübchen: vor dem Fenster war eine Krähe. Heiseres Krah antwortete alsbald von weiter her. Laute Stimmen durchbrachen rauh die morgendliche Stille. Nun krächzte es unten im Garten. Deutlich waren die Rufe zu unterscheiden: drei Vögel. Abwechselnd schrien sie, bald zusammen, bald einzeln.

Mir schien, als unterhielten sie sich über dem schneekalten Land in den leeren Zweigen. Endlich glaubte ich gar, verstehen zu können, was zwischen ihnen für Meinungen ausgetauscht wurden – falls ich nur aufmerksam zuhörte. Doch je länger ich die Ohren anstrengte, desto ungemütlicher dünkte mich das aufdringliche Gespräch. Frech tönten diese Vogelstimmen: frech und feindlich. Nun waren es schon mehr als drei – ein ganzes Dutzend mußte sich bereits gefunden haben und bestimmt kamen ununterbrochen andere herzu.

Hinter geschlossenen Augen versuchte ich sie mir vorzustellen: ein Heer schwarzberockter Vögel, das sich bei unserem Hause versammelte. So war das! Die hielten wohl eine Art von Kriegsrat. Ihr Geschrei erfüllte das Kämmerlein. In meiner Vorstellung hockten sie bald dichtgedrängt auf kahlgefegten Ästen. Ich glaubte ihre spitzen Figuren auf den Drähten zu sehen, scharf ausgeschnitten vor dem bleichen Morgenhimmel, zerzaust vom Winter und aufgeplustert: eine wilde Gesellschaft, hungrig und ohne jeden Anstand. Und drohend bei alledem!

Meine Handflächen wurden feucht; in den Ohren begann es zu sausen; denn ich fragte mich selber ganz unvermittelt, was all die schwarzen Vögel da draußen zu suchen hätten – ausgerechnet vor meinem Fenster!

Trabanten des Todes hatte Großmutter sie einst genannt. Wir waren beim Kachelofen gesessen. Vater hatte genickt und zugefügt: „Die Alten nannten die Krähen Todesvögel, weil sie stets dort zu finden waren, wo sich der Tod aufhielt. Sie lieben die Nähe des Todes; sie folgen ihm, wohin er auch geht." Und eben an diese Worte mußte ich denken, während ich an jenem Morgen im Bette lag und die Krähen vor meiner Kammer so laut und ungeduldig krächzten.

Und ich dachte an eine Geschichte, die sich im vergangenen Sommer am Fluß zugetragen hatte. An Samuel Ruff, der einer Krähe wegen seinen Menschenverstand verloren.

Er war ein mürrischer Mann gewesen, den wir Kinder recht gefürchtet hatten. In der alten Mühle hatte er gehaust, an die hundert Schritte

von meines Vaters Haus entfernt, nahe der Brücke beim Wehr. Seine Frau war vor Jahren gestorben; von seinem Sohne sagte man, daß er hinter Schloß und Riegel lebe. Samuel Ruff war von gedrungener Statur; auch trug er einen grauen Schnurrbart unter der Nase: eine dichte Bürste von Schnurrbart, der mit unschönen Enden seinen Mund halb verdeckte.

Die Kinder begannen zu laufen, wenn er krummbeinig dem Ufer entlang zu seinen Booten schlurfte, um hinauszufahren und Fische zu fangen. Mir kam er nie recht geheuer vor; etwas war an ihm – und dieses Etwas dünkte mich böse. Daß er mutterseelenallein in der alten Mühle hauste, wo es Ratten und Fledermäuse gab, das machte die Luft um ihn her noch unheimlicher. Aber als ich dann von seinem unglückseligen Ende hörte, da hatte ich doch Mitleid und dachte mir insgeheim, daß er vielleicht nicht schlimm, nur vielmehr ungeschickt und wohl auch dumm gewesen sein mochte.

Samuel Ruff war ein tüchtiger Fischer; aber er war auch ein ausgezeichneter Schütze. Da eben im vergangenen Sommer hatte er ein neues Gewehr gekauft, einen blanken Karabiner, mit dem er sich einige Lorbeeren zu holen gedachte.

Er hatte diese Waffe eines Samstags mit aus dem Städtchen gebracht und sie den Gästen im Wirtshaus an der Brücke vorgezeigt. Er hatte ein Schöppchen getrunken und hatte sich in seiner einsamen Wohnung für die Nacht aufs Ohr gelegt. Bei Tagesanbruch war er dann erwacht.

Wie immer trat er zuerst ans Fenster und blickte zum Fluß hinunter, wo seine beiden Nachen an Ketten lagen. Der Morgen war klar; strahlend kam die Sonnenscheibe über den Wald herauf; ein prächtiger Tag würde das werden! Das Wasser glänzte; das Wehr spiegelte sich wie gemalt: Eisenträger und Ketten und eine Krähe dazu, die auf dem Geländer über den Planken hockte.

Der alte Ruff dachte an seinen Karabiner. Er schmunzelte. In wenigen Stunden würde er das Gewehr an die Schulter hängen und durch das sonntägliche Dorf zum Schießplatz wandern. Er würde die neue Waffe von seinen Freunden bewundern lassen.

Er wandte sich ins Zimmer zurück, watschelte auf krummen Beinen und holte den Karabiner aus der Ecke neben dem Bett. Der Schaft war glatt lackiert, der Lauf schön dunkel mattiert. Er zog den Verschluß und ließ ihn zuschnappen. Dann trug er das Gewehr zum Fenster. Und wie er's an seine Wange hob, das linke Auge zukniff und das

Korn ins Visier paßte, entdeckte er, daß der Lauf geradewegs auf einen schwarzen Fleck gerichtet war. Die Krähe hockte noch auf dem Geländer.

Nun wurde der Alte von einer heftigen Versuchung angepackt: er wollte den ersten Schuß abfeuern. Diese herrliche Waffe mußte sogleich erprobt werden. Aber nicht einfach ins Blaue!

Nein! Mitten ins Schwarze wollte er treffen. Jener schwarze Fleck – draußen auf dem Wehr – bot der sich nicht wie gewünscht als Ziel?

In der Schublade des Nachttischchens lagen Patronen. Er faßte einen Lader – füllte das Magazin; dann stellte er schmunzelnd fest, daß die Krähe sich nicht gerührt – als ob sie auf den Schuß gewartet hätte. Behutsam legte er den Karabiner an. Seine Hände waren ruhig; das Herz aber klopfte hart vor Spannung. Und der Zeigefinger der rechten Hand begann sich langsam zu krümmen.

Laut und hart peitschte der Schuß in die Morgenstille. Der Alte spürte den Rückstoß an seiner Schulter; er senkte den Lauf, sah ein paar Federn in der Luft und das leblose Ding, das vom Geländer gefallen war wie ein Stein und nun auf den Brettern des Laufsteges lag.

Samuel Ruff reckte den Hals. Sein Auge zwinkerte, der Schnurrbart zuckte. Die Brust dehnte sich vor Stolz. Ein großartiges Gefühl durchrieselte ihn. Was für ein Schütze er immer noch war! Wie sicher die Hände! Scharf das Auge! Wie tadellos genau sein Gewehr! Stolz blickte er aus dem Fenster hinüber, wo im sonntäglichen Morgenschein der tote Vogel auf den Planken lag. Unter den Brettern schäumte das Wasser; ab und zu fuhr ein Schaumspritzer hoch, weiß im Sonnenlichte.

Vom jenseitigen Ufer kam eine Krähe geflogen. Sie strich mit schweren Flügelschlägen über den Fluß: langsam, wie träge. – Komm und setz dich auch dorthin! – dachte der alte Ruff. Er fühlte sich zu einem zweiten Schuß aufgelegt – dieser alte Einfaltspinsel. Er kicherte vergnügt. Nun hatte die Krähe jene Stelle erreicht, an der das Federbündel lag. Sie stieß nieder, flatterte hoch, begann zu krächzen. Alsbald rauschte es in den Ästen neben der alten Mühle. Zwei Krähen strichen vom Wipfel des Kastanienbaumes ab und flogen zum Wehr. Dort kreisten sie schreiend zu dritt über dem toten Vogel. Während Samuel Ruff, das Gewehr im Anschlag, darauf wartete, daß eine von ihnen sich setzen würde, flogen neue herzu. Der Lärm ihrer heiseren Stimmen wurde immer wilder. Sie kamen aus den Erlen am Ufer. In

Scharen schwärmten sie aus dem Park, der flußabwärts lag. Aus dem nahen Wäldchen andere; vom Dorf herüber. Von weit sah er sie kommen: aus allen vier Himmelsrichtungen. Ihr Krächzen hing als eine Riesenwolke von Geschrei in der Luft und schien die Krähen in fernen Wäldern aufzurufen.

Das Gewehr entsank seiner Hand. Er starrte auf den Fluß. Im blanken Wasser lag ein wildes Spiegelbild kreisender Krähenschwärme. Es dünkte ihn zum Wundern, daß noch kein Mensch vom Dorf gelaufen kam, um nachzusehen, was dieser gräßliche Lärm bedeuten wollte. Und neue Krähen kamen herzu – immer mehr und noch mehr. Sein Kinn sank herab; die Augen wurden stier. Wieder schießen! – dachte er. Sie erschrecken und verjagen! – Er wagte es nicht. Aber das Schreien wollte nicht enden. Bald mußte jedermann auf den Beinen sein.

Er beugte sich aus dem Fenster. Noch war kein Mensch zu sehen. Doch über dem Fluß stieg und sank die schwarze Vogelwolke; das Schlagen der Flügel übertönte das Rauschen des Wehrs; und die Klage erscholl laut in den Morgen, ununterbrochen, rauh und traurig. War's nicht eben so, als ob mit diesem kreischenden Lärm auch der Alte angeklagt würde, der wie ein Mörder gehandelt hatte – an einem Sonntag obendrein!

Warum war die Krähe auf die Planken und nicht ins Wasser gefallen! Wäre sie draußen, so würde der klagende Zug sich mit dem treibenden Bündel flußabwärts bewegen. Nun denn, das leblose Stück mußte schleunigst ins Wasser befördert werden; zuvor würde wohl keine Ruhe einkehren.

Fort mit dem verdammten Vogel! Der alte Mann ging auf krummen Beinen aus der Schlafkammer, schlurfte eilig durch die Küche und stapfte die Treppe hinunter. An der Haustür zögerte er; dann jedoch schob er den Riegel entschlossen zurück. Aber wie der Lärm von Wassersturz und Krähengeschrei ihn nun empfing, hätte er sich weit lieber mit verstopften Ohren in seinem alten Lotterhaus verkrochen. Aber was hätte das geholfen? Er war jetzt ganz sicher, daß ihn das Krächzen verfolgen würde bis ans Ende seiner Tage, falls er den toten Vogel nicht ins Wasser werfen oder sonstwie aus der Welt schaffen konnte.

Er hastete dem Ufer entlang, atemlos fluchend. Schweiß brach aus seiner Stirn. Er stolperte die Stufen hinan, die zum Laufsteg führten. Nun waren die tobenden Vögel über ihm: ein Wirbel wilder Schwingen in der sausenden Luft. Der Alte wagte nicht aufzublicken. Seine Augen

starrten nach der leblosen Krähe, während er wie gehetzt auf den nassen Planken über dem schäumenden Wassersturz dahinlief.

Mit einem Sprung war er heran; gebückt faßte er nach der abgeschossenen Krähe und hob sie an den Beinen hoch. Im nämlichen Augenblick schwirrte ein schwingender Flügelschlag an seiner Stirne vorbei. Dicht um die Ohren krächzten die gräßlichen Stimmen.

Er war wohl bereits von Sinnen, als er auf den Planken zurück zum Ufer stolperte, vielleicht glaubte er, die wilden Krähen wollten ihn mit kräftigen Schnäbeln zu Tode hacken. Jedenfalls trug er den verendeten Vogel in der einen Hand, dieweil er die Linke schützend vor die Augen hielt – so wurde er gesehen – und man erzählte auch, er sei wie ein Dieb davongerannt, verfolgt von einem Krähenschwarm, der ununterbrochen seinen Kopf umkreiste.

Die seltsame Flucht des alten Mannes wurde hin und her und herum besprochen – wie er da am hellichten Sonntagmorgen mit einer toten Krähe in die alte Mühle verschwunden sei. Man suchte nach ihm, als er am folgenden Tag nicht zum Fischfang auf den Fluß hinaus ruderte. Man fand ihn im alten Mühlekeller, kauernd im dunkelsten Winkel, frierend, plappernd wie ein Kind, zwischen Fässern und Kisten, wo die Ratten hausten. In Händen hielt er eine tote Krähe – streichelte sie immerzu, weinte und war ohne jeden Verstand. Er wollte das zerzauste Federbündel auch im Wagen nicht aus den Händen geben – in jenem Wagen, der ihn zur Irrenanstalt brachte. Und so lange er dort noch lebte, stets wieder glaubte er viele Krähen schreien zu hören.

Als ich an jenem Morgen im Februar aufgewacht war und den Krähen zuhörte, die vor dem Fenster krächzten, dachte ich an diese unheimliche Geschichte. Und während ich daran dachte, schien der Lärm im grauen Morgen lauter zu werden. Mein Unbehagen wuchs; die Wangen wurde mir heiß. Ich schloß die Augen; aber gleich stellte ich mir ein Bild vor: Krähen, die in langen und drohenden Scharen aus allen Himmelsrichtungen gegen unser Haus geflogen kamen.

Warum?

Witterten sie vielleicht den Tod? Lauerte er hier in der Nähe auf sein Opfer? Augenblicklich glaubte ich seine Nähe zu spüren. Ein kalter Schauer rieselte über meinen Nacken. So mußte es sein! Der Tod – jene graue Gestalt mit den leeren Augenhöhlen unter der schwarzen Kapuze – er versammelte seine Vögel, weil es Arbeit für ihn gab. Lehnte er vielleicht da draußen am Stamm des Baumes, grau in der

grauen Dämmerung – so, wie er in Großmutters „Erbaulichem Hausbuch" zu sehen war? Und ich fragte mich, wem sein Besuch wohl gelten mochte: einer weißhaarigen Frau – einem Greisen? Im Nachbarhaus, oben am Sträßchen, wohnte eine alte Jungfer; aber sie hatte mir gestern Schokolade gebracht – die war schimmlig gewesen, daß ich sie gar nicht hätte essen können, falls ich Schokolade gemocht hätte – und eben dieses Fräulein hatte zu meiner Mutter gesagt, daß es sich gesunder fühle als in jungen Tagen. Zu ihr kam er offenbar noch lange nicht. Vielleicht wollte er zum blinden Großvater nebenan. Doch nein: Großvater Koller war zu seiner Tochter nach Deutschland gefahren. Da blieb nur noch die alte Witwe in ihrem Häuschen unten am Fluß, die wir Base Verena nannten. Aber zwischen uns und diesem Häuschen lag eine große Wiese; die Krähen indessen sammelten sich vor meinem Fenster und nicht dort drüben! Kranke gab es im Dörfchen nicht – außer mir. Einzig vor unserm Haus hielt täglich der Wagen des Doktors.

Da wußte ich es mit einemmal. Wußte es ganz gewiß: Mir galt das Krächzen – mir allein!

Ach ja – so war das an jenem Morgen im Februar! Ich entsinne mich jeder Einzelheit. Wenn ich nur will, kann ich die bleierne Angst wieder spüren, die meine Glieder in jener Minute lähmte.

Ich mußte sterben – ja. Draußen wartete der Tod. Wartete darauf, daß ein Fenster, eine Tür sich öffnete, durch die er ins Haus eindringen konnte. Ich war klein und schwach. Was konnte ich tun gegen ihn, den düsteren, starken Gesellen? Ich kannte ihn wohl. Unzählige Male hatte ich ihn gesehen – im „Erbaulichen Hausbuch" und in der Bilderfibel, die in Großmutters Kastenfuß lag. Knöchern war er, zuweilen mit einer Pelerine bekleidet, deren Kapuze tief ins Gesicht gezogen war. Auf den meisten Bildern schwang er die Sense; aber hier und dort schwenkte er auch höhnisch ein Stundenglas. Ich wußte nicht viel von ihm; aber eines hatte ich begriffen: wenn er einmal kam, half nichts gegen ihn.

Ich klammerte mich an den Bettüchern fest. Unsägliche Traurigkeit erfüllte mein Herz. Und die Krähen krächzten vor dem Fenster; sie schrien die Unheilsbotschaft bereits in den anbrechenden Tag.

Ich lag und lauschte. Wagte nicht zu atmen. Mir war, als klatschten Flügelschläge gegen die Scheiben. Ein Schatten glitt durchs Zimmer. Dann glaubte ich, harte Schnabelhiebe zu hören. Er will herein! – dachte ich – will herein und kann nicht!

Ich setzte mich hoch – stand auf – schwankte zum Fenster hinüber.

Zitternd vor Angst, vor Kälte, fiebernd schob ich den Riegel zurück – öffnete das Fenster – und schrie. Ich schrie wie von Sinnen, laut, so laut ich nur konnte, mit der Kraft meiner nackten Furcht. Da flatterte es hoch, strich krächzend davon, bis das Krähengeschrei flußabwärts erstarb. Und dann kam Mutter in meine Kammer und brachte mich zu Bett.

Da war ich wohl erschöpft und fiel in Schlaf zurück; und als ich anderntags wieder aufwachte, waren die Fieber endgültig vorbei; vor dem Fenster schien die Sonne in ein wunderschön weißes Schneeland, das mit dem Astwerk bereifter Baumgärten köstlich im Lichte lag. Und da glaubte ich auch nicht mehr, was ich von den Krähen gehört hatte – oh nein! Geschwätz war das und Aberglaube. Und seither mag ich die Krähen ganz gern, wenn sie wintertags über den Feldern fliegen – diese immerzu hungrigen wilden Gesellen mit ihren blanken Federn.

Gertrud Häusermann